

1. Feen und Elfen.

Es sind wenige Jahre her, daß deutsche Götterlehre, und deutsche Sage sogar den deutschen Gelehrten unbekannt war, daß Männer, welche die gottesdienstlichen Gebräuche und Ueberlieferungen Roms, Athens und Memphis kannten, über die ihres eigenen Volkes im Dunkel waren, nicht wußten: wovon sie die Gebräuche und Aberglauben herzuleiten hatten, die sie selber in ihrer Jugend gepflogen. Vielleicht haben diese Männer hier und dort Schüler hinterlassen, welche noch heute der Annahme Geltung verschaffen wollen: daß die Geister, womit unsere Märchendichter, womit die Erzählerinnen unserer Nockenstuben Hain, Höhle und Ufer beleben, aus den Gebirgen von Wales in England stammen, oder aus den Dasen morgenländischer Wüsten überstiebelt seien, daß dieselben nur durch Dichter, durch neuere erfinderiſche Schriftsteller in unser Schriftwesen übertragen worden, nicht gleichsam im Blute und Gebein unseres Volkes wurzelten und lebten.

Es soll hier nicht die Aufgabe des Niederzeichners sein, die urthümliche Gestaltung dieses Volksglaubens aufzusuchen, dieselbe bis auf unsere Tage zu verfolgen; er muß sich hier lediglich darauf beschränken: die Sage im Allgemeinen so wieder zu geben, wie er sie um seine Wiege in den Thälern der Sieg, Rhinn und Wupper noch lebend vorfand. Die meisten Erscheinungen derselben knüpfen sich an bestimmte Orte, an namhafte Personen an, scheinen sich aber auch in andern Gegenden zu wiederholen, so daß die verschiedenen Fassungen wohl alle aus einer und derselben Quelle entsprungen sein dürften.

Der Mensch, welcher dem Naturzustande näher steht, der Jäger, der Hirt, der Ackerbauer, ist noch weit mehr als der Gebildete geneigt, sich die Natur bejeelt vorzustellen, verfolgt hierbei den Weg, den die bildenden Künstler eingeschlagen, denkt sich Höhlen, Bäume, Ströme und Felsen von Wesen bewohnt, welche an Gestalt dem Menschen gleichkommen, nur feiner gebildet und daher auch geschickter sind, Stoffe zu durchdringen, welche den Menschen unübersteigliche Hindernisse bieten.

Wahrscheinlicherweise entstanden auf diesem Wege der Versinnlichung der Naturkräfte die untergeordneten Götterwesen der skandinavischen und, was dasselbe ist, der deutschen Glaubenslehre, entstanden so die Sagen der Griechen und aller andern Völkerschaften. Meine Landsleute an den genannten Flüssen, ja auch wohl die entfernter wohnenden, glauben noch ge-

genwärtig an weiße Frauen, an hohe, langgelocte Frauengestalten, welche in tiefen Wäldern, bei Quellen zu sitzen pflegen, die zu gewissen Jahreszeiten, an gewissen Tagen zu schauen sind, zuweilen Unglück weissagend erscheinen, öfter aber auch für den Begegner keine tiefere Bedeutung haben.

Zwischen der Stadt Solingen und dem Dorfe Witzhelden streckt sich ein gewaltiger Höhenzug, das Grünscheid, und in diesem entspringt, entfernt von allen menschlichen Wohnungen, der Heribertsborn. Namentlich an diesem Borne soll sehr oft eine solche weiße Frau erblickt worden sein. Einige Augenzeugen wollen sie unter den hohen Bäumen, im weißen Gewande sitzend, bemerkt haben, wogegen andere vorgaben, sie pflege sich in dem Quell zu baden. Alle Wanderer, besonders jene, welche zur Abendzeit an dieser Stelle vorbei müssen, vollführen dieses nicht ohne Grausen, selbst dann nicht, wenn sie beim hellen Mittage hinter dem Zechtsische über die alten Mähren lächeln können. Wenn Leichen an dieser Stelle vorbeigetragen werden, was wohl zu geschehen pflegt, da die Bewohner der näheren Weiler ihre Hingeschiedenen zu den Friedhöfen nach Leichlingen, Witzhelden oder Solingen bringen, setzen sie die Bahre, gleichviel ob sie katholischen oder evangelischen Bekenntnisses sind, nieder, sprechen im Stillen ein Gebet und verfolgen dann erst ihren Weg. Es wird erzählt, daß noch in den letzten Jahren ein Bewohner des Rheinthales, welcher nach Solingen gewollt und sich den näheren Weg durch den Gebirgswald beschreiben ließ, in demselben irre geworden, die Kreuz und Quere bergab und bergan gezogen, bis zum Sinken der Nacht ohne Ausweg geblieben, endlich in seiner Trostlosigkeit an einen Born gelangt sei. Dort habe er drei hohe Jungfrauen in schimmernd weißen Gewanden nebeneinander sitzen sehen. Obgleich ihm das Herz in der tiefen Waldnacht, in der Dämmerung, diesen Wesen gegenüber hefte, obgleich er sich nicht getraute, näher heranzutreten, frug der Verwirrte doch bescheiden nach dem Wege; worauf eine der Frauen sich aufrichtete und hochragend mit der Hand nach der Gegend winkte, welcher der Wanderer auch alsbald mit beklommenem Herzen und wankenden Knien zuwanderte. Er gelangte dann bald zu einem Weiler, hörte dessen Bewohner, die er um den ferneren Weg anging, manches Verdächtige über die Frauen an dem Heribertsborn murmeln, fand aber keine Ursache, sich über die Weißen zu beklagen, indem sie ihm den kürzesten Weg zum Ziele angedeutet hatten.

Wer weiß, ob diese Stelle nicht in grauen Jahren einmal den Walküren heilig gewesen, ob nicht hier ein, den heiligen Todeswählern geweihter Hain geschattet habe, ob nicht der Glaube an diese überirdischen Wesen mit in die christlichen Zeiten hinüber spielte und die Angst vor der Erscheinung den späteren Enkeln nur noch unheimlicher geworden ist. Walküre und Fee muß in den ältesten Zeiten dieselbe Bedeutung gehabt haben, wenigstens scheint sich dieses durch Wortauslegung zu bestätigen. Das von

Fee abgeleitete Wort feige heißt in meiner Heimath nicht, wie es jetzt gebräuchlich, muthlos, verzagt, Kampfflüchtig, sondern hat noch die edlere ursprüngliche Bedeutung: von der Fee, von der Todesbotin angehaucht, von Todesahnung ergriffen sein. Noch nennt man einen Menschen, dem eine tödtliche Krankheit aus dem Gesichte zu leuchten scheint, feige oder verfeigt. Daß nun ein Held, welcher im Kampfe feige ward, von Todesahnung ergriffen stand, auch wohl einmal rückweichen mochte, daß man später die Flucht mit dem feige werden beschönigte, brachte dem edlen Worte wahrscheinlicher Weise die heutige schriftmäßige, höchst unedle Bedeutung, die der Bewohner meiner Heimath, wie schon oben gesagt, noch nicht kennt.

Das Wort feige ist aber nicht das einzige in der rhein-fränkischen Mundart, welches an die Fee erinnert; auch Blumen und Thiere, je nachdem man an ihnen etwas grauenhaftes fürchten zu müssen glaubte, oder was geistiges, liebliches an ihnen wahrnahm, tragen denselben Namen. So nennt man den Schmetterling Bivalter, (Feenfalter), den Molch (Salamander) Bimolch (Feenmolch), eine Art Eichhörnchen aber Weh. Im Pflanzenreiche heißt eine Malvacee Felris (Feeleinreis) oder Feenpappel, heißt die männliche Hanfpflanze, wegen des Blumenstaubes, Bimel (Feenmehl), heißt die Nelke (coronilla) Feenkrönlein, ist Figge (viccia cracca) von Fee abzuleiten. Ferner sind die Namen Feiglein und Weilchen wohl mit dem Worte Fee verwandt, deshalb heißt das Sinngrün (vinca mino) Todtenweiglein, weil mit ihm die Todten bekränzt zu werden pflegen. Die gefallsüchtige Sprödigkeit der Mädchen heißt Feigkeit, und von dem, welcher zu sorgsam in Auswahl und Reinlichkeit beim Essen, sagt man, daß er fih's sei. Schließlich wäre ein Name der Geige, das volksübliche Fiedel, auch wohl mit dem oft angeführten Fee in Verbindung zu bringen, und hätte demnach eine Abstammung, welche der süßen Töne würdig sein dürfte und hieße so viel, als ein von Feen erfundenes, oder ein den Feen, die in Gesang und Tanz leben, geweihtes Tonzeug.

Bei Gladbach in dem Thale des Strunderbachs dehnt sich ein Forst aus, der Zeder- oder Bitterwald, in welchem öfter eine wandelnde weiße Frau gesehen worden sein soll. Noch vor wenig Jahren ergab es sich, so erzählt man, daß die Kinder des Ortes, im Geleite einiger Erwachsenen, Heidelbeeren pflücken gingen. Bei hellem Sonnenscheine konnten die Kleinen die weiße Frau durch das Gebüsch einherschreiten sehen. Als nun die Erwachsenen, welche Nichts sahen, ungläubig die Kinder ob ihres Erstaunens schalteten und sie aufforderten, die Erscheinung anzudeuten, wiesen diese hin und merkwürdiger Weise sollen, wie zerstreut die Kleinen auch standen, alle Finger auf denselben Fleck hingedeutet haben.

Wie jene wunderbaren Frauen an Bächen und Quellen zu wandeln gewohnt sind, scheinen sie öfter auch an das Schicksal einzelner Bäume ge-

knüpft zu sein, wenigstens für dieselben große Vorliebe zu haben. So erzählt man von einem armen Bauernburschen, welcher in einem der vielen zur Gemeinde Odenthal gehörigen Thälern einige Ruthen Landes besaß. Der Bursche hatte bei Gelegenheit des Kirchweihfestes zu tief in's Auge der einzigen Tochter eines reichen benachbarten Gutsbesizers gesehen. Obschon er nun dem Mädchen, um dessen Liebe er heimlich geworben, nicht gleichgültig geblieben, entbehrte er doch der Hoffnung, je an's Ziel seiner Wünsche zu gelangen, weil der Vater der Liebsten mit seiner Tochter viel höher hinaus wollte und deren Herz wenig um Rath fragte. Zulezt durfte er das Mädchen nur auf dem Kirchwege sehen, weil ihm förmlich das Haus verboten worden war.

Am diesem Kirchwege lag ein schöner Eichenwald, der einem vermögenden Bauer gehörte. Wilhelm hatte, da dieser Wald gerodet werden sollte, die Arbeit übernommen, einmal, weil er dadurch seinen Unterhalt gewann, den er aus seinem geringen Eigenthum nicht ziehen konnte, dann auch, weil er an dem Wege geschäftig die Gelegenheit erspähen konnte, seines Herzens Auserwählte zu sehen, zu grüßen und, wenn ihm das Glück wohl wollte, zu sprechen. Er rodete aber mehrere Tage, ohne daß er die Jungfrau, welche sonst an Werktagen wohl öfter zur Kirche ging, zu Gesicht bekam, wahrscheinlich weil der Vater seine Absicht errathen hatte. Eben wollte er eines Abends seine Hacke aufnehmen und nach seinem Heerde zurückzukehren, als sich auf einmal das dunkle Gebüsch vor ihm theilte, eine weiß gekleidete hohe Frau vor ihn trat und ihn freundlich anredete.

Die unerwartete Erscheinung, welche geeignet war, schon durch Antlitz und Stimme den jungen Landmann zu ängstigen, eröffnete ihm nach kurzem Gruße, daß er, wosfern er eine gewisse Eiche, welche sie ihm am Abhange des Berges zeigte, fälle, für immer unglücklich werden solle, wenn er aber ihrem Gebote gehorchen wolle, würde sie ihn glücklich machen, und ihm an's Ziel seiner Wünsche verhelfen. Hacke nur noch diesen Buchenstamm, an dem du begonnen hast, um, unter ihm findest du morgen einen Schatz, der für dich bestimmt ist. Von diesem nimmst du so viel, als diese Berghalde werth ist und kaufst sie dem jetzigen Eigenthümer ab, um die Eichen auf derselben für immer zu schonen. Als die Erscheinung also gesprochen, verschwand sie eben so rasch wieder unter den Zweigen, wie sie gekommen war. Am nächsten Morgen dünkte Wilhelm das Erlebnis ein neckischer Traum, dennoch machte er sich mit mehr Eifer und Neugierde, als er an den übrigen Bäumen gearbeitet, an den Buchenstamm und hatte ihn gefällt, bevor die Sonne noch hoch am Himmel emporgerückt. Er fand, als der Stamm zur Erde niederstürzte, unter dessen Wurzeln wirklich einen kupfernen Topf mit kupfernem Deckel verschlossen, und in diesem Behälter, nachdem er vorsichtig den Deckel abgehoben, eine Menge schwerer goldener Scheiben.

Der Sack, welcher Holzspäne empfangen sollte, wurde nun mit dem reichen Horte gefüllt, dazu noch wenig Späne geschoben, so daß Niemand von außen den Reichthum erahnen mochte; dann keuchte der glückliche Reder unter seiner Last nach Hause. Er verschloß den Fund in seinem Schreine so gut er vermochte. Folgenden Tages fand der junge Bauer Gelegenheit, den Eigenthümer des Waldes zu sprechen und hörte: daß derselbe gewillt sei, ihm den Wald für ein Mäßiges zu überlassen. Er kaufte ihn daher rasch und hatte bald einen Verwandten gefunden, die Schuld durch Vorschuß eines entfernten Verwandten abtragen zu können. Der junge Mann erkundigte sich nun vorläufig bei mehreren Goldschmieden der Stadt nach dem Werthe der gefundenen Goldstücke, wechselte dieselben dann aus und erwarb nach dem fraglichen Walde noch mehrere bedeutende Grundstücke, so daß bald in der Gegend die Rede ging, Wilhelm habe einen Verwandten im fernem Indien beerbt, oder gar einen Schatz gefunden. Er brauchte nun nicht mehr um Tagelohn zu arbeiten, konnte seinen eigenen Acker bauen, sich von Tag zu Tage wohllicher einrichten. Kein Wunder, daß ihm nun auch der Vater seiner Liebsten nicht nur keine Hindernisse mehr in den Weg legte, ihn im Gegentheil zur Freierfahrt ermunterte.

Nicht lange, so war er Bräutigam und führte die junge Frau an seinen eigenen Heerd. Die neuen Eheleute waren Gründer einer zahlreichen Sippenchaft, lebten unter derselben ein langes und glückliches Leben. Was man vom Reichthume Wilhelm's vermuthet hatte, kam doch erst nach seinem seligen Ende durch einen seiner Söhne ans Tageslicht, welcher es eines Abends hinter einem Glase Wein ausplauderte. Das fragliche Grundstück ist noch immer Wald, aber die Eichen, welche damals schon gefällt werden sollten, sind vermorscht, vom Sturme umgerissen, haben einem jüngeren Nictengeschlechte Platz gemacht, das wie eine neue Pflanzölkerschaft an ihrer Stelle lustig grünend aufgegangen ist.

In den Wiesen finden sich oft kaum bemerkbare kreisförmige Erhöhungen, Bogen oder vollständige Ringe, auf welchen das Gras sich durch eine bald kränklichere, bald frischere Farbe auszeichnet; diese Erhöhungen oder Ringe, deren Erklärung den Gebildeten längere Zeit Kopfbrechen verursachte, welche man jetzt durch Arbeiten kleiner Kerbthiere oder durch das Wilden der Heuhaufen erklärt, welche einige Zeit dem Regen ausgesetzt geblieben, leitete man ehemals auch von den Feen oder Elfen ab, glaubte: daß diese Wesen hier nächtlicher Weile zu tanzen pflegten. Es scheint also, daß die Walfüren oder Feen auch den deutschen Walzer getanzt haben, der einen solchen Ring bilden mußte, wie er sich durch den Graswuchs auszeichnet.

Nicht immer sind es gerade Frauen, welche im Walde an Quellen und Höhlen zu wandeln pflegen. Bei Wiesdorf am Rheine liegt ein dichtes Gehölz von geringem Umfange, welches man gewöhnlich die Wüstenei nennt. In diesem Buschwerke soll, wie verlautet, vor Zeiten der Esenkönig

gewohnt haben und mit seinen Untergebenen öfter von den im Felde Arbeitenden gesehen worden sein, bis alle die seltenen Gäste an einem frühen Morgen davon gezogen. Trotzdem ist aber noch neuerlich ein Mädchen, welches sich Futter für ihre Kuh holte, durch eine Erscheinung des Königes oder irgend eines seiner Kammerherrn, recht sehr erschreckt worden. Sie hatte nämlich die Bürde, welche die Bäuerinnen alter Gewohnheit zu Folge auf dem Kopfe zu tragen pflegen, zusammen gelegt, sah sich dann sorgfältig nach Jemanden um, welcher ihr die Last auf den Kopf heben könnte. Das ganze weite Feld war leer, aber siehe da, aus der Wüstenei trat ein Mann, dessen Gesicht von einem Strohhute beschattet wurde, gerade auf sie zu. Sie bat ihn um den kleinen Dienst, zu dem der Unbekannte sich auch gleich anschickte und ihr die schwere Bürde mit einer Hand so leicht auf das Haupt hob, als ob es nur einer Feder gegolten hätte. Als nur zufällig die Hand des Hülfleistenden zurückglitt und dabei die Hand der Bäuerin berührte, fühlte sie zu ihrem Schrecken: daß dieselbe zwar sehr zart, aber doch dabei so heiß wie ein Bügeleisen war, daß sie Gefahr lief, sich zu verbrennen.

Die Wüstenei war aus diesem Grunde früher ein allgemein gemiedener Waldstrich. Bei irgend einer Gelegenheit muß der Herrscher aber veranlaßt worden sein, seinen Hofhalt zu verlegen, diese Gegend mit einer andern und zwar überrheinischen zu vertauschen. In Wiesdorf wird noch bescheinigt, daß er nicht etwa höher in's Gebirge gewandert, sondern auf das linke Rheinufer übersiedelt sei. Die Zeit, wann dieses geschehen, ist freilich nur sehr unbestimmt angegeben und würde sich bei jeder Forschung immer mehr zurückziehen. Der Schiffer, welcher der dortigen Fährte Nacht hatte, erzählt man: erhielt Abends, als er in seiner Hütte zur Ruhe gehen wollte, den Besuch von zwei gar kleinen Männern, welche, was Kleidung und Aussehen betraf, nicht sonderlich glänzend ausgerüstet schienen. Diese bedingten sich die Ueberfahrt für den folgenden Tagesanbruch; indessen sollte der Ferge sein größtes Fahrzeug nehmen, mit welchem er Ross und Wagen hinüberzusetzen pflegte. Man war bald handelseinig. Der Ferge stand demzufolge auch frühe zur bestimmten Zeit beim ersten Grauen des Morgens in den Uferweiden, neugierig zu erfahren, was die seltsamen Männer für Gesellschaft bringen würden. Statt der Pilger aber, die nach einem entfernteren Wallfahrtsorte ziehen mochten, oder den Frachtwagen, war er erstaunt, ein köstliches Spiel allerlei Tongeuges zu vernehmen, durchbrochen von dem Getrappel von Mensch und Vieh, von dem Geblöcke und Geschrei allerlei Hausgethieres. Der Mann sollte aber noch mehr erstaunen, denn als er sich auf seinen Platz gestellt, den Rachen flott gemacht hatte, schritten nur die beiden ärmlichen Männlein, die er am Vorabend gesehen, in das Fahrzeug und ermahnten ihn, nachdem sie einige Zeit neben ihm umhergestolpert, doch endlich abzufahren. Der Schiffer hatte seine Last, den Kahn vom Ufer los zu bekommen, so schwer war er indessen geworden.

Nur mit großer Anstrengung ruderte er ihn auf die andere Seite und sah unterwegs zu seinem Schrecken, daß er bis zum Borde in den Fluthen lag, daß die winzigen Knirpse also mehr wiegen mußten, als der schwerste Lastwagen, den er je hinüber gefahren hatte. Mit Mühe landete der Ferge weit unten in den Weiden, was den Männlein recht dünkte. Während sie dem Schiffer eine Rolle von Silbermünzen in die Hand drückten, erhob sich im Kahn ein Getrippel und Getrappel, daß ihm Hören und Sehen schwinden wollte. Als dieses nachgelassen, empfahlen sich die beiden Männlein auch und verschwanden alsbald in den Weiden. Dem Fährmann war Alles dieses höchst unheimlich vorgekommen, daher stieß er rasch vom Ufer ab, ließ sich dem wiesdorfer Ufer wieder zutreiben. Als er eine geraume Strecke entfernt war, faßte er sich ein Herz, den Fahrlohn zu überzählen, fand, daß er glänzender ausgefallen, als ihm verheißen war, daß er ihm mehr eingebracht, als er sonst den ganzen Monat über einzunehmen pflegte. Zugleich ertönte zu dem Geblöcke der Heerde dasselbe Spiel, das er schon auf dem bergischen Ufer gehört hatte, wieder durch die Weidengebüsche, schien sich oben in den Wiesen zu verlieren, dem Fergen kundgebend, daß er in seinem Kahn eine Menge von Wunderwesen übergesetzt, die, wenn schon unter der Tarnkappe unsichtbar, nicht minder schwer gewogen hatten.

Neben den menschlich gebildeten Wunderwesen, welche nächtlich ihren Umzug zu halten pflegen, kennt der Volksglaube meiner Heimath ebenfalls thierische Gebilde, und zwar besonders Pferde. In dem Walde Maikammer bei Dünwald und auf der angrenzenden Schlebuscher Haide soll nächtlicher Weile ein weißes Ross sich umhertreiben, das öfter kopflos mit fliegender Mähne und hochgesträubtem Schweife den nächtlichen Wanderer geängstigt hat. Auf der Thurner Haide, zwischen Dünwald und Langenbrücken, geht, nach einer anderen Sage, in klaren Mondnächten ein milchweißes Ross umher. Viele wollen es von Weitem gesehen haben. Denen, welchen es nahe kommt, denen es sich mit den Vorderhufen auf die Schultern legt, denen es mit seinen durchdringenden Augen in's Antlitz schaut, diese sind, sagen die guten Leute „feige“, müssen bald hinstecken, haben nur noch eine kurze Zeit hienieden zu leben.

Wenn man bei dieser Sage erwägt, daß die Haiden bei Dünwald und Thurn und weiter hinauf und hinunter ehemalige deutsch-heidnische Begräbnißplätze, heilige Haine waren, in denen noch Grabhügel voller Aschengefäße, Knochen und Waffenüberbleibsel zu Tausenden anzutreffen sind, so ließe sich wohl annehmen: diese seltsame Sage sei noch auf die weißen wahrsagenden Rösse zu beziehen, welche nach alten Schriftstellern von den urdeutschen Priestern in den heiligen Hainen gehegt und gepflegt wurden. Auch geht hier und dort die Rede von einem riesenhaften gespenstigen Ragenungethüm, dem Nebelkater Niff, der mir vielfach genannt wurde, von welchem aber Niemand Genaueres und Umständlicheres zu berichten wußte.